

der Tragik der *condicio humana* überhaupt. Mit der Fügung von Zusammenhängen auseinanderliegender Handlungen, von Ereignisketten in ihren Voraussetzungen und Gründen, Abläufen und Folgen stellt sich Thukydides in die narrative Tradition der mimetisch intendierten Ganzheitserzählung Homers und Herodots gegenüber der chronikhaften Listung von Tatsacheninformationen in der frühgriechischen Logographie (S. 28). Unter den zeitgenössischen Nachfolgern (u. a. Theopomp, Kratipp) setzen im Besonderen die *Hellenika* Xenophons das Werk des Älteren unmittelbar fort; Aristoteles benutzt ihn in der *Athenaiōn Politeia* sowie in der *Politik*, und bei Polybios wird das Methodenkapitel wiederhallen. Das weitere Nachleben (S. 43-50) verzeichnet ein Aufblühen des Atheners bei den Römern seit dem 1. Jh. v. Chr. (Sallust) und seine beherrschende Stellung im byzantinischen (nicht im lateinischen) MA von Prokop v. Caesarea (6. Jh.) über Anna Komnena (1083-1154) bis Kritobulos von Imbros († nach 1470). Vom Humanisten L. Valla 1452 ins Lateinische und Th. Hobbes 1628 ins Englische übersetzt, dem Florentiner Machiavelli für dessen politische Traktate herangezogen, bleibt das Werk des Thukydides nach der *editio princeps* bei Manutius (Venedig 1502) für die angelsächsische Staatstheorie im 18. Jh. (D. Hume) wie die amerikanischen Verfassungsväter maßgeblich; zu Nietzsche führt seine Auffassung von der ereignisunabhängigen ‚Wiederkehr des Gleichen‘ als historischer Wirkursache.

Überaus nützlich ist die – in Kapiteln geordnete und (zu Teilen die Buchgrenzen übergreifend) nach politischen wie Kriegsergebnissen (die Sizilien-Expedition nach Jahren) strukturierte – Inhaltsskizze (S. 51-91) aus dem (eher sprachlich ausgerichteten) Kommentar von J. Classen / J. Steup (1920-22, nicht im

Literaturverzeichnis; der historische von A.W. Gomme [u.a.] 1945-81 ebda. S. 1404). Varianten und Konjekturen, an denen die Übersetzung vom überlieferten Text abweicht, sind S. 93-98 buchweise aufgelistet; zugleich behält diese die ursprüngliche Einteilung in Kapitel typographisch konsequenter bei als der griechische Text der *Oxoniensis* auch hier.

Die Übersetzung ist durchweg zielsprachenorientiert, anschaulich beschreibend und lebendig, ohne dass die Verankerung im griechischen Text darum unkenntlich würde. Syntaktische Strukturen des Thukydideischen sind einem übersichtlich periodisierten Satzbau im Deutschen angepasst, Teileinheiten im Einzelnen eher freigehandhabt; die Begrifflichkeit ist modern.

Die Anmerkungen (Maße und Gewichte; zu den einzelnen Büchern) fallen durchweg knapp aus (S. 1387-1402), ausführlichere Erläuterungen (80, 119, 209, 305, 312, 327) oder Kommentare (27, 87, 193, 275, 316, 318) sind eher selten. Auch das Literaturverzeichnis nennt unter Ausgaben, Bibliographien und Sekundär- nur die wichtigsten. Ein wiederum detaillierteres Namensregister führt Geographisches sowie Personen (mythische, historische) und Völker zusammen.

MICHAEL P. SCHMUDE

Johannes Park: Interfiguralität bei Phaedrus. Ein fabelhafter Fall von Selbstinszenierung. Band 66 der Reihe „Millennium-Studien zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr.“ Hg. von Wolfram Brandes, Alexander Demandt u. a. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2017, 258 S., 89,95 EUR. (ISBN 978-3-11-052756-9.) (Wissenschaftliche Einrichtungen, die einen entsprechenden Vertrag mit dem Verlag haben, können zu speziellen Bedingungen eine kostenfreie digitale Ausgabe des Buches erhalten.)

Mit dem vorliegenden Band wird ein weiterer Schritt des „anhaltenden Aufwärtstrends von Veröffentlichungen zu Phaedrus“ (S. 4) vollzogen. Es handelt sich um die geringfügig überarbeitete Fassung der im September 2016 an der Universität Göttingen verteidigten Dissertation von Johannes Park. Seit einigen Jahrzehnten ist man bekanntlich von dem „gönnnerhaften Aburteilen früherer Zeiten über Phaedrus“ abgekommen, wie Otto Schönberger bereits 1987 konstatierte (Auxilia 15, S. 90), als man noch „die Armseligkeit der Poesie des Phaedrus“, sein „mangelhaftes Selbstvertrauen“ kritisierte, von „naiver Eitelkeit“ und „sonderbarem Ungeschick“ des Dichters sprach.

Die hier anzuzeigende Studie ist von Forschungen aus der jüngeren Vergangenheit beeinflusst. Ausdrücklich hervorgehoben werden die Arbeiten von Richard Champlin (2005), Boris Dunsch (2010, 2013), Niklas Holzberg (1993), John Henderson (2001) und Ursula Gärtner (2000-2011). U. Gärtner hat, wie Park urteilt, mit ihren Studien „wesentlich zum Verständnis des phaedrianischen Dichtungsprogrammes beigetragen. So hat sie insbesondere die Selbstaussagen des Prologes im dritten Buch der *fabulae* als Ausdruck einer intertextuell dichten, selbstreflexiven Poetik gesehen und sich für eine Lesart stark gemacht, nach der diese Passage nicht als Quelle biographischer Informationen des empirischen Autors, sondern als Teil eines Dichtungsprogrammes gesehen werden soll. Zentral ist für Gärtner dabei das Konzept des ‚literarischen Spiels‘, das sich für sie in der Selbstinszenierung des textinternen Ichs v. a. durch die bewusste Variation, Übertreibung und Verfremdung literarischer Topoi zeigt. Die intertextuelle Dichte eines buchübergreifenden Dichtungsprogrammes hat Gärtner neben den programmatischen Passagen auch für einige Fabeln nachgewiesen und so – v.

a. durch ihre Bereitschaft, den *fabulae Aesopiae* als anspielungsreichem Text lateinischer Dichtung zu begegnen – die Phaedrusforschung signifikant vorangebracht.“ (S. 5f.)

Für die „selbstinszenatorische Funktion“ der von Park untersuchten Fabeln ist das „Konzept der Interfiguralität“ grundlegend. Damit lasse sich der „Zusammenhang zwischen der Selbstinszenierung des auktorialen Ichs, dem Dichtungsprogramm und der Figurenebene der Fabelprotagonisten“ beschreiben. Bestimmte Figuren der Fabeln seien auktorial, denn sie fungieren „als untergeordnete figurale Entsprechungen des auktorialen Ichs“ (S. 5). Was mit dem relativ neuen Terminus „Interfiguralität“ gemeint ist, erläutert Park im 2. Kapitel (S. 10ff.). Die meisten Figuren der Fabeln sind nicht „neu“, sondern Teil einer literarischen Tradition. Für die Übernahme einer literarischen Figur eines Textes in einen anderen Text wird der Begriff der Interfiguralität verwendet, der 1991 von dem Jenaer Anglisten Wolfgang G. Müller geprägt wurde, es handelt sich um „eine Unterform der Intertextualität mit dem Fokus auf literarischen Figuren“ (S. 11).

Das umfangreiche 6. Kapitel ist dem Verhältnis von Phaedrus und Horaz gewidmet (148-231). Hier werden die horazischen Einflüsse auf das phaedrianische Werk „auf den komplexeren Ebenen der Poetik, Werkkonzeption und der Selbstinszenierung“ untersucht, nachdem im ersten Teil der Arbeit der Einfluss „auf der Ebene der Motivik und des Stoffes im Großen sowie auf der lexikalischen Ebene im Kleinen“ aufgezeigt wurde (148). Die von Park bemerkten Parallelen zwischen Horaz und Phaedrus sind zahlreich, und er kommt zum Ergebnis: „Horazische Elemente sind eine Konstituente der phaedrianischen Dichtung“. Symptomatisch sei der „Kerngedanke der Unterhaltungs- und

Belehrungsfunktion der *fabulae*“, vgl. Phaedr. 1 prol. 3f. und Hor. ars 333f.: „Phaedrus sieht hier von einer wörtlichen Übernahme des horazischen Dichtungsprogrammes ab und macht es sich so zu eigen, ohne der Plumpheit des wörtlichen Zitats zu verfallen.“ (222)

In der Schlussbetrachtung (232ff.) erinnert der Verfasser noch einmal daran, dass Phaedrus in den programmatischen Rahmengesängen, also in den Pro- und Epilogen, „eine anspruchsvolle Poetik entfaltet, die dort unmittelbar an eine Fülle von Selbstaussagen gekoppelt ist. Doch zugleich findet eine interfigurale Form der Selbstentfaltung statt, die auf der Figurenebene Selbstaussagen des Ichs transportiert.“ Diese „selbstinszenatorischen Eigenschaften auf der Figurenebene“ seien zugleich „ein wichtiger Bestandteil der phaedrianischen Poetik selbst“ (232).

Es ist erfreulich, dass solche Zusammenhänge jetzt mit dem Instrumentarium der heutigen Literaturwissenschaft analysiert werden. Allerdings lässt sich die Frage nach der Identität des *Phaedrus Augusti libertus* damit auch nicht sicher beantworten. Statt dessen stellt der Verfasser die Frage, „wer das textinterne auktoriale Ich der *fabulae Aesopiae* – das sich selbst Phaedrus nennt – ist“. Die programmatischen Passagen werden „mehr als Quellen der Poetik sowie inszenatorischer Selbstaussagen des auktorialen Ichs und weniger als Quellen biographischer Daten“ begriffen. Dieser Ansatz ist grundlegend für die vorliegende Studie, „in der eine Form der Selbstinszenierung untersucht wird, die sich der Figuren der Fabeln bedient, um so Selbstaussagen des auktorialen Ichs auch über die explizit programmatischen Gedichte hinaus zu tätigen“ (S. 1).

Aus fachdidaktischer Sicht wurde früher empfohlen, den Autor Phaedrus im Lateinun-

terricht auch als „Mensch und Dichter“ ernst zu nehmen, man sollte sich also nicht auf den engen Kreis seiner bekanntesten (Tier-) Fabeln beschränken, sondern auch seine „Selbstbekenntnisse“ und seine Fabeltheorie in die Lektüre einbeziehen (so Fritsch in: Latein und Griechisch in Berlin, 1985, S. 57f.). Park hat „die vielen Impulse aus der Fachdidaktik“ erfreulicherweise wahrgenommen (S. 3, Anm. 15), darunter auch zwei einschlägige Aufsätze des Rezensenten (1988 und 1990), führt aber den Aufsatz von 1988 („*Phaedri libellos legere*“) im Literaturverzeichnis merkwürdiger gar nicht auf und scheint den vorausgehenden grundlegenden Aufsatz von 1985 („Phaedrus als Schulautor“) nicht zu kennen. (Über diesen urteilte Joachim Kłowski seinerzeit im „Anzeiger für die Altertumswissenschaft – Didaktische Informationen“ 11/1986, Sp. 15: „In diesem umfangreichen Beitrag ist alles für die Hand des Lehrers und des Fachdidaktikers aufgearbeitet, was man sich zum Thema Phaedrus nur wünschen kann.“)

Nach dem derzeitigen Stand der Forschung scheint aber die Frage nach der Identität des Phaedrus eher naiv. Freilich lässt der heutige Schulalltag ohnehin kaum Zeit für so subtile Fragen; und so muss man sich, falls überhaupt Originalfabeln behandelt werden können, im Unterricht meist auf ganz wenige *exempla* beschränken, genau so wie man sich auf ganz wenige Gedichte von Catull oder Martial und ganz wenige ausgewählte Stellen aus Ovid und Vergil beschränken muss. Aber für die Forschung, für den Lehrer und die Lehrerin ist der Kontext der Fabeln, wie er in diesem Buch ausgeleuchtet wird, durchaus von Bedeutung. Was Eduard Norden einmal für die römische Literatur insgesamt sagte, gilt vielleicht auch für das Opus des Phaedrus: Wir besitzen die

römische Literatur „nur als einen Trümmerhaufen, der im Vergleich mit ihrem ursprünglichen Bestande etwa so geringfügig ist wie die Ruinen des heutigen Forum Romanum im Vergleich mit demjenigen der Kaiserzeit.“ (Die römische Literatur. Leipzig: Teubner, 5., erg. Aufl. 1954, S. 146.) Aber auch Ruinen und Fragmente können sinnvoll und wertvoll sein. Und so muss der von Johannes Park gebotene Einblick in die poetologische und selbstinszenatorische Dimension der Fabelakteure, d. h. in die komplexen Zusammenhänge zwischen den Figuren und dem auktorialen Ich, niemanden davon abhalten, die Gedichte auch weiterhin „naiv“ zu lesen. Man braucht dann die Pro- und Epiloge und andere Ich-Aussagen in den Pro- und Epimythien nicht mehr als autobiographische Tatsachenmitteilungen anzusehen, sondern kann sie wie die Fabeln selbst als (vom Autor ernstgemeinte) fiktive Texte verstehen (*fictis ... fabulis*, 1 prol. 7). Das gilt auch weiterhin für die einzelne Fabel, die, auch wenn sie aus dem Zusammenhang der fünf (unvollständig überlieferten) ‚Bücher‘ gelöst wird, doch jeweils eine für sich gültige Aussage enthält, die der Leser (lector, 2 prol. 11; 4,7,21) akzeptieren mag oder nicht. Jedenfalls verdanken wir dem Autor Johannes Park und den im Vorwort genannten betreuenden Professoren Ulrike Egelhaaf-Gaiser und Helmut Krasser einen wertvollen (wenn auch extrem teuren!) Baustein für eine wissenschaftlich vertretbare Phaedrus- und Fabel-Interpretation.

ANDREAS FRITSCH

Lateinkalender 2019

Für den Lateinkalender 2019 wurden Sentenzen von Publilius Syrus ausgewählt – wie schon einmal vor 25 Jahren bei einem der ersten Lateinkalender aus dem Pädagogium Bad Sachsa. Doch die Sammlung seiner Sprüche ist ja so umfangreich (ca. 700), dass keine Wiederholung zu fürchten ist.

Neben der Übersetzung in 8 europäische Fremdsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Niederländisch, Schwedisch, Finnisch, Griechisch, Esperanto) wurden zum ersten Mal auch Übertragungen in einige markante Regionalsprachen (Dialekte) aufgenommen (platt, schwäbisch, bairisch, sächsisch, schwyzerdütsch). Das wird sicherlich manches Schmunzeln und Verwundern hervorrufen, wenn man liest (laut lesen ist dabei hilfreich), wie die verschiedenen Verfasser den Text gedeutet und in ihr jeweiliges Milieu übertragen haben. Von den zwei bairischen Übertragungen, die mir vorlagen, habe ich diejenige ausgewählt, von der ich glaube, dass sie auch Nicht-Bayern am leichtesten verständlich ist. Es fehlt auch nicht die von vielen geschätzte Reimübersetzung des Marburger Künstlers Horst Fenchel. So möge der Kalender wiederum ein anregender und unterhaltsamer Begleiter durch das Jahr werden.

Der Kalender hat das Format 23 x 33 und kostet 10,-€; Versand 2,- €. Er ist ab Ende Oktober lieferbar und kann bestellt werden bei: Pädagogium Bad Sachsa, Ostertal 1-5, 37441 Bad Sachsa. Tel.: 05523 / 30010
e-mail: verwaltung@internats-gymnasium.de
oder bei Gerhard Postweiler, Brockenblickstr. 21, 37441 Bad Sachsa. E-Mail: gpostweiler@t-online.de

GERHARD POSTWEILER